

**Flavio Eichmann, lic. phil.**, geboren 1983, hat an der Universität Bern Geschichte studiert und promoviert zurzeit zum Thema «Kolonialherrschaft, Sklaverei und Weltkrieg: Die Kleinen Antillen 1793–1815».



Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.

© Flavio Eichmann

## Es braucht einen neuen Blick auf den Imperialismus

Von Flavio Eichmann

Europäische Staaten greifen gewaltsam nach Übersee aus, wo sie indigene (oder verschleppte) Arbeitskräfte und wertvolle Ressourcen ausbeuten: So wird die Geschichte des europäischen Imperialismus gemeinhin erzählt. In dieser Vorstellung stehen auf der einen Seite die Europäer – bis an die Zähne bewaffnet und mit modernsten Kommunikations- und Transportmitteln ausgerüstet. Auf der anderen Seite stehen «rückständige» indigene Gesellschaften, die kaum Mittel und Wege finden, um sich gegen die westliche Übermacht zu verteidigen.

Doch bereits ein etwas genauerer Blick auf die Geschichte dieses gewaltsamen Expansionsprozesses eröffnet Fragen und Widersprüche. Wie konnte etwa Francisco Pizarro mit einer Handvoll spanischer Soldaten das mächtige Inkareich in die Knie zwingen, obwohl dessen Armee auf über 80 000 Mann geschätzt wurde? Wie gelang es der britischen East India Company gegen Ende des 18. Jahrhunderts, innerhalb weniger Jahrzehnte von einer Handelsgesellschaft zur mächtigsten Territorialmacht auf dem indischen Subkontinent aufzusteigen – und dies obwohl die indischen Fürstentümer auf weit grössere Machtressourcen zurückgreifen konnten als die Briten? Die Antwort ist stets die gleiche: Pizarro, die East India Company und andere europäische Imperialisten in Übersee nutzten die Kooperationsbereitschaft indigener Bevölkerungsteile, um die vorhandenen Ressourcen auszubeuten und widerständige indigene Mächte auszuschalten.

So machte sich Pizarro den andauernden Bürgerkrieg innerhalb des Inkareichs zu Nutze, um eine grosse Zahl indigener Soldaten in seine Reihen zu rekrutieren. Die East India Company spielte die Rivalität indischer Fürsten aus und baute gleichzeitig eine grosse Söldnerarmee auf, die aus indischen Soldaten (sogenannten Sepoys) bestand.

Es liessen sich zahllose derartige Beispiele anführen, die immer zum selben Schluss führen: Imperialismus beruht zu einem wesentlichen Teil auf der Kooperationsbereitschaft indigener Eliten. Die ältere Forschung kanzelte letztere noch als willenslose Kollaborateure ab, die ihre Landsleute an die europäischen Imperialisten verraten hätten. Diese noch heute verbreitete Perspektive ist aber das Ergebnis eines verzerrten nationalstaatlichen Blickwinkels aus der Zeit der Dekolonisation, in der die Gründung unabhängiger Staaten in Afrika und Asien als unumgänglich dargestellt wurde. Dabei wird oft übersehen, dass die kooperationswilligen Eliten gar nicht in nationalstaatlichen Kategorien dachten – ein nationales Zusammengehörigkeitsgefühl war ihnen meist fremd. Erst recht konnten sie nicht wissen, zu welchen Resultaten ihre Kooperation mit den Europäern in letzter Konsequenz führen würde. Vielmehr verfolgten diese Eliten oftmals handfeste eigene Interessen und beteiligten sich selber an der Ausbeutung indigener Gesellschaften.

Vergleichend diskutiert und analysiert wurde dieses zentrale Element des Imperia-

lismus Ende Juni in Bern an einer internationalen Konferenz, die das Historische Institut der Universität Bern organisierte.

Dabei wurde klar, dass sich derartige Kooperationsverhältnisse nicht nur auf der politisch-militärischen Ebene manifestieren, sondern auf allen Ebenen des kolonialen Alltags zu finden sind: Afrikanische Chiefs etwa spielten eine Schlüsselrolle bei der Rekrutierung von indigenen Zwangsarbeitern, die in Minen und auf Plantagen ausgebeutet wurden. Ebenso waren indigene Gendarmerie-Einheiten, sei es in Portugiesisch-Afrika oder im französischen Neukaledonien, für ihre Brutalität gegenüber widerständischen Ethnien berüchtigt.

Was an der Konferenz ebenfalls deutlich wurde: Auch wenn der formelle Kolonialismus des 19. und 20. Jahrhunderts scheinbar ausgedient hat, leben wir heute noch in einer Welt, die von Imperien dominiert wird, die ihren Machtbereich durch informelle Abhängigkeitsverhältnisse absichern. Dies gilt nicht nur für die jüngsten Militärinterventionen der USA in Irak und Afghanistan. Auch Frankreich setzt in Mali seine politischen und ökonomischen Interessen unter dem Deckmantel einer humanitären Intervention durch, während das rohstoffhungrige China halb Afrika aufkauft. In all diesen Prozessen spielen lokale Kooperationspartner eine tragende Rolle und werden es auch weiterhin tun.

**Kontakt:** lic. phil. Flavio Eichmann,  
Historisches Institut,  
flavio.eichmann@hist.unibe.ch